

ROBIN

ANDREA BOTTLINGER



Robin

Andrea Bottlinger

Cover: Lars Maria Maly
www.buchmaler.de

©2005-2010
www.traumsphaeren.de

Robin zog die Bettdecke bis unter die Nasenspitze und lauschte in die Dunkelheit. Im Flur hörte sie die schweren Schritte ihres Vaters, begleitet von zusammenhanglosem Gemurmel. Er hatte wieder getrunken, da war sie sich sicher.

Doch diesmal verspürte sie nicht einmal Wut deswegen, Robins Gedanken waren anderswo. Sorge nagte an ihr. Wie hatte sie nur so dumm sein können?

Wenn ihr Vater fort war, konnte sie in dem kleinen, verwilderten Garten hinterm Haus mit Hoppel spielen. Sie hatte vor einiger Zeit etwas Hasendrahtzaun gefunden und sich einen vollen Tag damit abgemüht, die rostigen Enden in den Boden zu stecken und dem Zaun festen Halt zu geben, indem sie ihn von beiden Seiten mit Steine abstützte. Dafür besaß Hoppel nun einen Auslauf und Robin musste keine Angst mehr haben, dass er in den Nachbargarten entkam und dort die wertvollen Blumen der Nachbarin anknabberte.

Das war einmal geschehen und die Nachbarin hatte sich mit einem langen und empörten Monolog bei ihrem Vater beschwert. Natürlich war er wütend geworden, wahrscheinlich hatte die schrille Stimme der Nachbarin ihm Kopfschmerzen bereitet. Wenn Robins Vater wütend wurde, war es für sie das Beste sich so lange zu verstecken, bis er zu betrunken war, um sich daran zu erinnern, was genau seine Tochter diesmal wieder angestellt hatte. An eben jenem Tag war ihr das nicht gelungen.

Doch wenn sie Pech hatte, würde der heutige Tag ungleich schlimmer enden als der damals, der ihr nur ein paar blaue Flecken beschert hatte.

Schritte auf dem Kiesweg im Vorgarten hatten sein Kommen angekündigt. Wie immer waren seine Bewegungen unsicher gewesen und Robin wusste, dass er lange brauchen würde um aufzuschließen. Trotzdem hatte sie sich nicht die Zeit genommen Hoppel wieder in seinen Stall zu setzen, sondern hatte sich beeilt durch die Hintertür ins Haus zu kommen. Sie hatte es geschafft genau zu dem Zeitpunkt unter die Bettdecke zu schlüpfen, zu dem ihr Vater die Haustür öffnete. Doch nun saß Hoppel allein und



schutzlos in der heraufziehenden Dunkelheit, und Robin wusste nicht, wann sie wieder zu ihm konnte.

Sie lauschte auf die Schritte im Flur. Gleich musste er die Küchentür erreicht haben. Robin hoffte, dass ihre Vater zu besoffen war, um zu bemerken, dass sie dort weder aufgeräumt noch das Geschirr gespült hatte. Diese Hoffnung wurde schnell zunichte gemacht, als sein Gemurmel zu einem wütenden Ruf wurde.

„Robin! Komm her, du kleine Göre!“

Robin verkroch sich tiefer unter die Bettdecke. Die Schritte ihres Vaters näherten sich der Zimmertür und kurz darauf wurde sie aufgerissen. Licht fiel herein und zeichnete den Schatten des breitschultrigen Mannes auf die Wand hinter Robins Bett. Robin schloss die Augen, tat so, als schlief sie.

Die Schritte näherten sich ihrem Bett, dann packte eine Hand sie bei der Schulter, rüttelte sie unsanft.

Robin schlug die Augen auf und versuchte, ein verschlafenes Blinzeln zu imitieren. Doch er ließ ihr nicht die Zeit, ein langsames Erwachen zu schauspielern, sondern packte sie bei den Oberarmen und zog sie in die Höhe.

Robin blickte in eine rote, wutverzerrte Miene. Bieratem und der Geruch nach Zigarettenrauch wehten ihr entgegen.

„Was hab ich dir gesagt, sollst du tun?“

Robin machte sich nicht einmal die Mühe, auf die Frage zu antworten, wand sich in seinem Griff. „Ich hab Hausaufgaben gemacht, Papa. Lass mich runter, du tust mir weh!“

„Das hast du auch verdient. Du bist wie deine Mutter. Frech und unzuverlässig.“

„Red nicht so über Mama!“ Plötzlich waren die Schmerzen vergessen, die der harte Griff ihr zufügte, und Robin verwendete all ihre Energie darauf, ihren Vater mit Blicken zu durchbohren. Die nächsten Worte schrie sie.

„Sie ist bloß gestorben, weil sie endlich weg von dir wollte!“

Sie konnte förmlich zusehen, wie sein Gesichtsausdruck zerfiel. Für einen Moment war dort nur noch ein Haufen Scherben, Splitter von Schuld, Trauer und Wut blinkten darin. Dann wurden



die Züge ihres Vaters hart und undurchdinglich. Auch seine Stimme nahm einen anderen Tonfall, wurde so scharf, dass man damit Diamanten hätte schneiden können. Er klang fast nüchtern.

„Ich nehme an du willst auch weg von mir, hm? Willst du auch sterben?“ Sein Griff wurde fester.

Robin wimmerte leise, presste die Lippen dann fest aufeinander und schüttelte den Kopf.

Ihr Vater ließ sie los, so dass sie unsanft auf den Boden plumpste.

„Gut.“ Er wandte sich ab. „Dann geh Geschirr spülen.“

Robin sah ihm nach, als er aus dem Zimmer schlurft. Aus irgendeinem Grund hatte sie den Eindruck, dass er die Schultern mehr hängen ließ als sonst. Es schien, als sei in dem Moment in dem er sie fallen gelassen hatte, alle Energie aus ihm gewichen.

Mit einer gewissen Befriedigung stellte Robin fest, dass sie ihm weh getan hatte.

In der Küche, während sie auf einem Hocker vor dem Spülbecken stand, verflog jegliche Art von Befriedigung schnell. Die Sorge um Hoppel nagte immer stärker an ihr.

Draußen wurde es langsam dunkel, und Robin dachte an all die Gefahren, die auf ein einsames Kaninchen draußen im nächtlichen Garten lauerten. Katzen waren zu klein, um Kaninchen zu fressen, fand sie, und Füchse hatte sie noch nie in der Gegend gesehen. Aber was war mit dem Hund der Nachbarin? So gern die sich darüber beschwerte, dass Hoppel ihre Blumen anfraß, so wenig schien sie sich darum zu kümmern, wo ihr Hund sein Geschäft erledigte. Was wenn der nun den armen Hoppel fand, eingesperrt in einem Rund aus Draht, das für ein Kaninchen ein Hindernis darstelle, aber keinesfalls für einen Schäferhund?

Ziellos wühlte Robin im Spülwasser herum und versucht zu erlauschen, wo ihr Vater sich gerade aufhielt. Es klang nach Wohnzimmer.

Das war nicht gut, denn dort musste sie durch, wenn sie in den Garten wollte. Außer sie nahm die Vordertür und ging dann um das Haus herum. Das allerdings würde ihr Vater sicherlich hören, denn die Vordertür klemmte schon seit Robin denken konnte und



es war unmöglich sie zu öffnen oder zu schließen, ohne dass jeder im Haus es mitbekam.

Mit dem Kribbeln der Ungeduld im Bauch, zwang sie sich den Abwasch zu beenden. Als sie fertig war, war ihr Pulli nass von verspritztem Spülwasser.

Sie hüpfte vom Hocker und schlich so leise sie konnte in Richtung Wohnzimmer. Durch den Türspalt drang das Flimmern des Fernsehers begleitet vom Schnarchen ihres Vaters.

Erleichterung durchströmte Robin.

Vorsichtig schob sie die Wohnzimmertür so weit auf, dass sie durch den Spalt passte. Sie schlich auf Zehenspitzen hinter dem Sofa entlang. Beinahe trat sie auf eine herumliegende Bierdose, entdeckte sie gerade noch rechtzeitig genug, um den Fuß leise danebenauf den Boden zu setzen. Dummes, scheußliches Bier! Zu gerne hätte sie das Stück Blech mit aller Kraft gegen die nächste Wand getreten. Doch Hoppel Lebens hing davon ab, dass sie das Wohnzimmer möglichst schnell und leise durchquerte.

Mit klopfendem Herzen, aber ohne ihren Vater zu wecken, erreichte sie schließlich die Hintertür, schlüfte in den Garten.

Inzwischen war es vollständig dunkel, nur aus dem Fenster des Nachbarhauses fiel ein warmer Schein auf den verwilderten Rasen. Hoppels Auslauf lag zwischen den Büschen im Schatten. Doch hatte sich da nicht gerade etwas bewegt? Robins Herz machte einen erschrockenen Satz. Für einen Moment glaubte sie die Umrisse eines Hundekopfes zu sehen.

"Nicht! Geh weg da!" Sie wagte es nicht zu schreien, das hätte ihren Vater wecken können.

Nun, da sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte sie den Hund deutlicher. Er sah beim Klang ihrer Stimme nicht einmal auf.

Schnell lief Robin auf ihn zu. Sie wusste, dass viele Kinder in ihrer Klasse vor großen Hunden Angst hatten. Sie hatte nie verstanden warum. Hunde tranken nicht, schrien einen nicht an und schlugen einen nicht. Meistens waren eher sie es, die angeschrien und geschlagen wurden.



Robin fand, das hatten sie nur verdient, wenn sie versuchten unschuldige Kaninchen zu fressen.

Sie packte das Halsband des Hundes und zog kräftig daran. Nun endlich sah das Tier sich genötigt, seinen Kopf zu heben.

„Wenn du Hoppel Angst eingejagt hast, dann bring ich dich um“, zischte sie, während sie weiter an seinem Halsband zerrte.

„Ich hol mir das große Küchenmesser ...“ Der Hund folgte ihr ein paar zögerliche Schritte.

„... und schneid dich in ganz kleine Scheiben.“ Sie durchquerten den Garten.

„Dann werf ich die Scheiben in einen riesigen Kochtopf ...“ Robin schob sich rückwärts durch das Loch in der Hecke, die schon zum Nachbargarten gehörte.

„... und geh diese blöden Blumen pflücken ...“ Mit einer gewissen Befriedigung sah sie wie der Hund auf eine der „blöden Blumen“ trat, als sie den Nachbargarten durchquerten.

„... und mach aus ihnen Salat.“ Endlich die Haustür.

„Und dann lad ich dein Frauchen zum Essen ein.“ Eine Hand noch immer fest um das Halsband geschlossen, reckte Robin sich nach dem Klingelknopf.

Es dauerte nicht lange, bis die Frau nachbarin öffnete. Als sie Robin erblickte, rümpfte sie die Nase. Sie hatte eine lange, dünne Nase, die sich besonders gut zum Rümpfen eignete. Zudem schien sie dazu gemacht zu sein möglichst hoch getragen zu werden, damit ihre Besitzerin dem Rest der Welt deutlich mitteilen konnte, dass sie sich für etwas Besseres hielt.

Der zweite Blick ihrer mit Eyeliner umrandeten Augen fiel auf ihren Hund und sofort griff sie nach seinem Halsband um ihn zu sich ins Haus zu ziehen. Es schien, als fürchte sie, Robins Nähe könne ihn dazu bringen sich aufzulösen und als schwarze Matschpfütze auf ihrer Schwelle zu enden.

„Was hast du schreckliches Mädchen mit meinem Henry gemacht?“

Robins Augenbrauen zogen sich bei den Worten „schreckliches Mädchen“ fast von alleine zusammen, und sie bedachte die Frau von unten her mit einem durchdringenden Blick.



Das, zusammen mit ihren struppigen Zöpfen, in denen von der Abkürzung durch die Hecke noch ein paar Blätter hingen, und ihrer schmutzigen, zerrissenen und im Moment noch nassen Kleidung, erweckte sicher keinen guten Eindruck, aber das war ihr egal.

Dem erneuten Naserümpfen der Nachbarin nach zu urteilen, bedeutete dieser Blick für sie ein Abstieg von „schrecklichen Mädchen“ zum „abscheulichen Mädchen“.

„Er hat versucht mein Kaninchen zu fressen.“

„Gleiches mit Gleichem.“ Aus der Stimme der Frau war eine gewisse Befriedigung herauszuhören. Für sie war es offensichtlich eine gerechte Welt, wenn Kaninchen, die ihre Blumen anfraßen, wiederum – wenn auch nur beinahe – von ihrem Hund gefressen wurden.

Die Tür fiel zu, und Robin rannte in ihren eigenen Garten zurück, um nach dem einzigen Lebewesen zu sehen, das ihr wirklich etwas bedeutete.

Vorsichtig nahm sie Hoppel in die Arme und drückte ihn an sich. Er hatte schönes, weißes Fell mit einigen wenigen hellbraunen Flecken. Robins Vater hatte ihn ihr gekauft, kurz bevor er wegen betrunkenen Erscheinens am Arbeitsplatz seinen Job verloren und damit begonnen hatte, die neu gewonnene Freizeit ebenfalls zum Trinken zu nutzen. Es war die letzte gute Erinnerung, die sie mit ihm verband.

„Weißt du was?“, flüsterte sie dem Kaninchen ins Ohr. „Papa hat recht. Ich will weg von ihm. Aber ich will nicht sterben, wie Mama. Nur böse Menschen sollten sterben.“

Sie setzte Hoppel in seinen Stall zurück, senkte die Stimme noch einmal weiter. „Papa hätte damals sterben sollen.“

Die weißen Ohren wackelten zustimmend.

Ihr alter Radiowecker weckte sie am nächsten Morgen mit einem Geräusch, das man bekommt, wenn man drei Sender gleichzeitig empfängt, aber keinen davon richtig.



Müde stieg Robin aus dem Bett und trat auf ihre Hose, die daneben auf dem Boden lag. Ihren Pulli hatte sie gar nicht erst ausgezogen, und sie fand, er war auch noch nicht dreckig genug, um ihn in die Wäsche zu tun. Also schlüpfte sie einfach in Hose und Schuhe, schulterte ihren alten, halb zerfetzten Rucksack und war aufbruchbereit.

Auf dem Weg zur Haustür machte sie nur noch einen Umweg durch die Küche, um sich dort ein Trinkpäckchen mit Kakao aus dem Kühlschrank zu holen.

Im Kindergarten hatten sie immer Frühstück bekommen, in der Schule konnte man sich höchstens etwas kaufen. Deshalb hatte sie es sich zur Angewohnheit gemacht, Geld aus der Brieftasche ihres Vaters zu nehmen, wenn er noch nicht die Gelegenheit gehabt hatte, alles für Alkohol auszugeben. Das funktioniert ganz gut und ermöglichte ihr, auch dann an etwas zu Essen heranzukommen, wenn ihr Vater vergaß einzukaufen und sich lediglich von Bier ernährte.

Irgendwo auf dem Schulweg landete das Trinkpäckchen in einem Vorgarten.

„Das sag ich!“

Diese Stimme erkannte Robin sofort. Sie fuhr herum und funkelte die Sprecherin an. „Dann sag's halt. Ist mir doch scheißegal.“

„Das sag ich auch. So Worte nimmt man nicht in den Mund.“ Der Tonfall war so selbstgerecht wie Haltung und Blick des Mädchens hochmütig.

Isabell. Doch ihre beiden kichernden Freundinnen, die sie auch nun flankierten, nannten sie nur „Isi“. Mit zwei langgezogenen I's. Isabells Blick gewann Ähnlichkeit mit dem der Nachbarin am gestrigen Abend, als sie Robin musterte. Sie rümpfte sogar die Nase. „Aber so wie du aussiehst, hast du's wahrscheinlich nicht anders gelernt.“

Ihre beiden Freundinnen kicherten.

Robin knurrte. Es war kein besonders gutes Knurren, da ihre Stimme nicht tief genug war, aber zusammen mit ihrem Blick erzielte es eine gewisse Wirkung.



Das Kichern der linken Freundin wurde nervös.

„Hör doch, Iisii. Wie ein wildes Tier. Die gehört in den Zoo.“ Die Rechte war offensichtlich nicht so leicht zu beeindrucken.

„Stimmt. Kommt, wir gehen. Meine Mutter hat gesagt, ich soll mich nicht mit ihr abgeben, weil sie Tollwut hat.“

Isabell setzte sich in Bewegung und ihre Freundinnen folgten ihr wie der Schweif eines Kometen.

Sie stolzierten an Robin vorbei, verschwanden bald darauf tuschelnd und kichernd um die nächste Ecke.

Nach der dritten Schulstunde war Robin der Ansicht, für diesen Tag genug gelernt zu haben. Sie schlich sich vom Schulgelände und eilte durch die Straßen zu der kleinen Kirche ganz in der Nähe. Der dazugehörige Friedhof war ihr Ziel.

Das schmiedeeiserne Tor quietschte leise, als sie es gerade so weit auf schob, dass sie hindurch passte. Es quietschte noch einmal, als sie es wieder zu schob. Dieses Geräusch und die angenehme Stille, die ansonsten auf dem Friedhof herrschte, vermittelten Robin das Gefühl, endlich ein bisschen Frieden finden zu können. Ein wenig von der Anspannung, unter der sie den ganzen Tag gestanden hatte, löste sich.

Keiner ihrer Klassenkameraden würde sich jemals hierher verirren, wenn sie nicht gerade von ihren Eltern zu einem Besuch des Grabes der Großmutter gezwungen wurden. Friedhöfe waren wie große Hunde etwas, das ihnen nicht ganz geheuer war.

Robin möchte die Einsamkeit, die Stille hatte für sie nichts Unheimliches. Die Hände in den Taschen ihrer Hose vergraben schlenderte sie zwischen den Grabsteinen hindurch.

Der Friedhofsgärtner sah bei dem leisen Quietschen des Tores kurz von seiner Arbeit auf. Er erkannte das Mädchen in den schmutzigen Kleidern und mit den strubbeligen Zöpfen. Seit dem Tod ihrer Mutter besuchte sie fast jeden Tag deren Grab. Früher war sie dafür den weiten Weg vom Kindergarten gelaufen, seit dem Beginn des neuen Schuljahres kam sie von der Grundschule in der Nähe.



Nach ihren ersten zehn Besuchen war der Gärtner neugierig geworden und hatte den Namen auf dem Grabstein gelesen, den sie immer besuchte: Madelene Kreuzscher.

Danach war es nicht mehr schwer gewesen herauszufinden, dass der Name des Mädchens Robin Kreuzscher lautete.

Der Gärtner beobachtete Robins Besuche seit nunmehr zwei Jahren. Im Laufe dieser Jahre hatte er mehrmals überlegt sie anzusprechen, ihr sein Beileid auszudrücken, sie auf Tee und Kekse in sein kleines Büro einzuladen.

Doch etwas an Robins Verhalten sagte ihm, dass sie an diesen Ort kam, um ihre Ruhe zu haben, und diesen Wunsch respektierte er. So beobachtete er lediglich wie sie sich einem recht unscheinbaren Stein im vorderen Teil des Friedhofs näherte. Wie immer ging sie davor in die Hocke.

Robin betrachtete den Stein und las langsam den Namen ihrer Mutter, der darin eingeritzt war.

Vorsichtig legte sie ein Gänseblümchen, das sie unterwegs gepflückt hatte, auf das Grab.

„Ich soll dir Grüße von Hoppel sagen, Mama“, murmelte sie leise.

„Er wurde gestern fast von einem Hund gefressen, aber ich hab ihn gerettet.“ Ein wenig Stolz schwang in ihrer Stimme mit. Die Blätter des Baumes in der Nähe raschelten leise.

„Zum Glück. Sonst wäre bestimmt nicht mal mehr genug von ihm übrig geblieben, um dir Gesellschaft zu leisten. Oder willst du die Gesellschaft von einem angefressenen Kaninchen?“ Sie kicherte leise bei der Vorstellung.

„Hoppel hat sowieso Angst im Dunkeln. Wenn er mal stirbt, dann geb ich ihm eine Taschenlampe mit unter die Erde, damit er sich nicht fürchten muss. Hättest du auch gern eine Taschenlampe? Aber ich glaub du hast keine Angst. Papa ist ja nicht da. Papa ist noch hier.“ Beim letzten Satz wurde ihre Stimme zu einem leisen Murmeln, bis sie schließlich verstummte.

Sie ließ sich von dem Gewicht ihres Schulranzens nach hinten ziehen, bis sie auf dem Hinterteil landete. So blieb sie lange Zeit



mitten auf dem Weg zwischen den Gräbern sitzen und lauschte dem Rauschen der Blätter im Wind.

Obwohl sie die Schule früh verlassen hatte, war es später Nachmittag als sie nach Hause kam. Ihr Vater schlief und wachte noch nicht einmal vom unvermeidbar lauten Schließen der Haustür auf.

Zumindest der Abend versprach also gut zu werden.

Auf dem Heimweg hatte Robin eine Möhre gekauft und damit lief sie nun zu Hoppels Stall. Während sie zusah, wie das Kaninchen sein Futter knabberte, erzählte sie ihm leise murmelnd was sie den Tag über erlebt hatte.

„Irgendwann kratz ich Isabell die Augen aus, dann kann sie nicht mehr so eingebildet gucken. Sie hält sich ja für sooooo toll und schön und denkt, sie weiß alles. Und die Lehrer sagen immer, wir sollen uns an ihr 'ein Beispiel nehmen!'.“ Bei den letzten Worten versuchte sie den näselnden Tonfall ihrer Klassenlehrerin nachzuahmen.

„Nur weil ihre Eltern sie lieb haben und sie nicht auf den Friedhof gehen muss, wenn sie mit ihrer Mama reden will.“ Eine Träne kullerte über Robins Wange. Sie hatte einmal gesehen wie Isabell von ihrer Mutter von der Schule abgeholt worden war. Isabell war von ihrer Mutter umarmt und geküsst worden. Robin hätte alles dafür gegeben, so von ihrer Mutter in den Arm genommen zu werden. Doch Isabell hatte gezappelt und versucht, schnell wieder loszukommen, um ihren Freundinnen ihre neueste Barbie zu zeigen, die auf dem Rücksitz das Autos lag.

Damals hatte Robin sich gefragt wie jemand der so geliebt wurde, so gemein sein konnte. Und heute fragte sie sich wie Eltern, die ihr Kind so liebten derart böse Dinge, wie Isabell sie am Morgen erwähnt hatte, über andere Kinder sagen konnten.

Wütend wischte Robin die Träne wieder weg. Seit diesem Erlebnis hatte sie immer gewartet bis alle anderen Kinder weg waren, bevor sie die Schule verließ. Vorausgesetzt sie blieb überhaupt bis zur letzten Stunde. Die Erinnerung an diesen Tag hatte sie in eine große dunkle Kiste in ihrem Geist gesperrt, eine Kiste, in der



schon viele andere Dinge lagen und in der sie nun die unwillkommenen Bilder wieder möglichst tief vergrub.

Vorsichtig strich sie über Hoppels Fell, der sich dadurch nicht beim Fressen stören ließ. „Ich soll dir Grüße von Mama sagen“, flüsterte sie dem Kaninchen zu.

Die weißen Ohren wackelten freundlich.

„Und wenn du aufgeessen hast, nehm ich dich mit rein. Da bist du sicher vor dem bösen Hund.“

Drei Stunden später war der Abend nicht mehr gut. Er war ein Albtraum.

Ein Tränenschleier ließ das Messer vor ihren Füßen verschwimmen, doch sie starrte es unverwandt an, als könne sie damit das Geschehene rückgängig machen. Das Blut, das an der Klinge klebte, gehörte Hoppel. Robin hatte gesehen wie ihr Vater ihm die Kehle durchgeschnitten und dann den Bauch aufgeschlitzt hatte. Er war dafür extra in die Hocke gegangen, damit sie alle Details erkennen konnte.

Hoppel hatte schrecklich gezappelt im Griff ihres Vaters. Seine Augen waren schwarze Angstlöcher gewesen. Dann hatte sein weißes Fell sich rot gefärbt von seinem Blut. Er hatte gezuckt und sich dann nicht mehr bewegt. Robins Vater hatte gelacht und gesagt, dass es zum Abendessen Kaninchenbraten geben würde. Er wollte ihr zeigen, wie man ein Kaninchen ausnimmt, doch Robin hatte die Hände vor die Augen geschlagen, um nicht zu sehen, was er mit ihrem geliebten Hoppel tat. Sie erinnerte sich an die blutverschmierten Finger ihres Vaters, die sich um ihr Handgelenk schlossen, es herunterzogen, um sie zu zwingen, hinzusehen. Doch zu diesem Zeitpunkt hatten bereits Tränen das Bild gnädig verschleiert.

Nun allerdings wurden die Umrisse des Messers zu ihren Füßen immer deutlicher. Ihre Tränen versiegt und wichen kalter Wut.

Langsam hob Robin den Blick und heftete ihn auf den Rücken ihres Vaters, der sich gerade das Blut von den Händen wusch.

Hoppels einziger Fehler war es gewesen, ihrem schlafenden Vater auf die Brust zu hopsen und ihn damit zu wecken. Es war Pech,



dass er sich gerade zu diesem Zeitpunkt in einem sehr gefährlichen Zustand befunden hatte. Betrunkener genug, um leicht wütend zu werden, aber bereits so weit nüchtern, dass er in der Lage war, Entscheidungen zu fällen und durchzuführen.

Wieder senkte Robin den Blick und starrte auf das Messer zu ihren Füßen. Langsam hob sie es auf. Es war fast so groß wie sie selbst, aber für ihren Geschmack konnte es nicht groß genug sein. Sie schob es hinter ihren Rücken und schaffte gerade so, es zu verdecken.

„Papa?“

„Was?“ Er grummelte missmutig, aber bereits etwas versöhnlicher, nun, da das nervige Kaninchen seiner Tochter tot war.

„Kommst du mal her? Ich will mich entschuldigen.“

Ihr Vater zuckte nicht, während er starb.

Als er sich zu ihr herunterbeugte, stieß sie ihm das Messer in den Bauch. Seine Augen wurden groß, erst vor Erstaunen und dann vor Schmerz. Er fiel auf die Knie und Robin musste einen Schritt zurücktreten, damit er sie nicht unter sich begrub.

Doch er brauchte länger zum Sterben als Hoppel.

Auch nachdem er schon längst tot war, glaubte Robin noch zu hören wie er sie angefleht hatte, einen Krankenwagen zu rufen. Er hatte gebettelt und sie „mein Kleine“ genannt, wie es früher ihre Mutter immer getan hatte.

Das hatte sie noch wütender gemacht. Warum musste er sie an Mama erinnern? Wegen ihm war ihre Mutter gestorben und wegen ihm war nun auch Hoppel tot. Er selbst hatte ihr gezeigt wie man eine Kehle durchschneidet und Robin lernte schnell. Sie führte das Messer mit der Kraft ihrer Wut. Ihr Vater gurgelte und kleine Blutbläschen bildeten sich auf seinen Lippen. Dann brach sein Blick und er wurde still.

Nun lag er zwischen Hoppels Auslauf und dem Kaninchenstall, verborgen hinter genug Gebüsch so, dass ihn vorerst niemand finden würde. Es war viel Arbeit gewesen ihn dorthin zu schleifen.



Vorsichtig strich Robin über Hoppels Fell und hinterließ dort blutige Spuren. Das Blut vermischte sich mit den Tränen, die nun wieder flossen.

„Jetzt kannst du Mama Gesellschaft leisten“, flüsterte sie. „Sie wird sich bestimmt freuen so nette Gesellschaft zu haben. Aber du wirst mir fehlen.“

Die Tränen begannen stärker zu fließen, und Robin wurde von Schluchzern geschüttelt. Lange saß sie da, das blutige, weiße Bündel auf dem Schoß, und weinte.

Es war Nacht. Das Tor zum Friedhof war verschlossen, doch das stellte kein Problem dar, wenn man klettern konnte. Robin brauchte trotzdem lang bis sie auf der anderen Seite auf dem Kiesweg stand. Sie hatte nur eine Hand frei, die andere umklammerte einen Schuhkarton.

Vorsichtig sah sie sich um, ob jemand in der Nähe war. Als sie niemanden entdeckte, schaltete sie die mitgebrachte Taschenlampe ein, die bis dahin hinter ihrem Hosenbund gesteckt hatte.

So nah am Tor konnte man im Licht der Straßenlaternen auch ohne Taschenlampen noch genug sehen, doch kaum war sie ein Stück weit gegangen, umschloss sie Finsternis.

Robin verstärkte ihren Griff um die Taschenlampe bis ihre Knöchel weiß hervortraten und versuchte nicht daran zu denken, dass sie den Rückweg ohne Licht machen musste.

Im Gegensatz zu Friedhöfen und großen Hunden war Dunkelheit etwas, wovor sie Angst hatte. Dunkelheit bedeutete Einsamkeit und streitende Stimmen im Nebenzimmer. Aber wäre sie tagsüber gekommen, hätte sie niemals tun können, was sie nun vor hatte.

Der Kies unter Robins Füßen knirschte leise. Irgendwo in der zwischen den Grabsteinen meinte sie, ein leises Schluchzen zu hören. Das Schluchzen einer erwachsenen Frau. Ihrer Mutter. Es war immer dann gefolgt, wenn die streitenden Stimmen und die Schreie verstummten.

Robin blieb stehen, um zu lauschen, doch sie hörte nur das Rauschen der Blätter. Langsam ging sie weiter, setzt immer einen Fuß vor den anderen und heftete den Blick auf das kleine Stück



Kiesweg, das vom Strahl der Taschenlampe aus der Dunkelheit gerissen wurde.

Endlich viel das Licht auf dem Grabstein ihrer Mutter.

Behutsam stellte Robin den mitgebrachten Schuhkarton ab und öffnete ihn. Darin lagen das Messer, eine kleine Sandkastenschaufel und Hoppels sterbliche Überreste.

Robin legte die Taschenlampe auf dem Grabstein ab, nahm die Schaufel und begann vorsichtig, dort Erde beiseite zu schaufeln, wo keine Blumen wuchsen.

Es dauerte lange, bis das Loch groß genug war, dass der Schuhkarton hineinpasste, doch schließlich hatte sie es geschafft.

Sie nahm das Messer aus dem Karton und legte stattdessen die Taschenlampe hinein. Es wurde sofort dunkler, nur in der kleinen Kiste war es noch wirklich hell und gemütlich.

Ganz behutsam nahm Robin eine von Hoppels kalten Kaninchenpfoten und legte sie auf den Schalter, mit dem man die Taschenlampe ein und aus schaltete.

„Siehst du“, flüsterte sie, „wenn du da drauf drückst, dann geht das Licht an. Du kannst immer drauf drücken, wenn du Angst hast, und außerdem ist Mama ja bei dir. Ich komm euch auch jeden Tag besuchen.“

Mit diesen Worten schaltete sie die Taschenlampe aus.

Robin hörte sich selbst in vollkommener Dunkelheit tief Luft holen. Während sie in die Finsternis starrte und wartete, dass sich ihre Augen ein wenig daran gewöhnten, flatterte ihr Herz wie ein kleiner Vogel in einem Käfig.

Nach Ewigkeiten erkannte sie endlich die Umrisse des Kartons. Vorsichtig schloss sie den Deckel, und mit zitternden Händen lies sie Hoppel in sein Grab hinab. Dann scharrte sie die Erde aus dem Loch wieder darüber.

Vor dem Grab ihrer Mutter kniend, das nun auch das ihres Lieblingskaninchens war, tastete Robin nach dem Messer, das den Tod ihres Vaters bedeutet hatte.

Kaum, dass ihre Finger gegen den Griff stießen und sich dann fest darum schlossen, beruhigte sich Robins Herzschlag. Das Messer



gab ihr eine Sicherheit, die nicht einmal der Lichtkegel der Taschenlampe ihr hatte geben können.

„Pass gut auf ihn auf Mama. Und du pass gut auf Mama auf, Hoppel.“ Sie stand auf, wandte sich um. Immer nur dem Licht der Straßenlaternen entgegen, dann würde sie das Tor schon finden.

Als die Sonne langsam aufging, fielen ihre ersten Strahlen auf den Wetterhahn auf dem Dach der Schule, dann auf das Schulgebäude selbst. Es war ein altes Bauwerk aus Sandstein, in dessen Fenstern man den selbstgebastelten Schmuck der Kinder bewundern konnte, die in seinen Räumen lernten.

Der Schulhof war groß, von Bäumen überschattet und von einem Zaun umgeben, auf dessen eisernen Spitzen das Sonnenlicht ebenfalls spielte.

Gelehnt an diesen Zaun, außerhalb des Schulgebäudes, im Schatten eines Baumes saß ein kleines Mädchen. Es hatte zwei strubbelige Zöpfe und trug einen Pullover, der zwar abgetragen und zerknittert aber sauber war. Ihre Hose jedoch war an den Knien dreckig und bei genauem Hinsehen konnte man darauf sogar ein paar Blutflecken erkennen. Neben ihr am Zaun lehnte ein Schulranzen.

Das Mädchen hatte tiefe Ringe unter den Augen, ganz so, als hätte es die Nacht über nicht geschlafen. Nun aber war sein Kopf nach vorne gefallen und es schien zu dösen.

Robin schreckte aus dem Halbschlaf hoch, als sich ihr Schritte näherten. Nachdem sie Hoppel begraben hatte, war sie nach Hause zurückgekehrt. Sie hatte sogar versucht zu schlafen, doch sie konnte nicht. Das Haus war zu still. Es fehlte das Schnarchen und rumoren ihres Vaters.

Nun gab es dort nur noch die Stimmen der Erinnerung, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen.

Also hatte Robin ihren blutverschmierten Pulli gegen einen neuen getauscht, hatte ihren Ranzen genommen und war zur Schule gegangen. Schließlich war dies der Ort, an dem sie am Morgen sein sollte. Das Tor war noch verschlossen gewesen, also hatte sie



sich an den Zaun gelehnt und war dort wohl aufgrund bloßer Erschöpfung eingenickt.

Nun verriet ihr ein Kichern, wer vor ihr stand, noch bevor sie den Blick hob.

„Haben deine Eltern dich rausgeworfen?“ Isabells Stimme triefte vor Arroganz. „Schau dich mal an, wie du aussiehst. Wie eine Pennerin.“

Isabells Freudinnen kicherten aus sicherer Entfernung.

Robin sah einfach nur im Sitzen zu Isabell hoch. Sie hatte keine Lust irgendetwas zu sagen. Zudem fühlte sie sich vom Weinen in der Nacht so heiser, dass sie sich nicht einmal sicher war, ob sie einen Ton herausbringen konnte, selbst wenn sie wollte.

„Hast du die Sprache verloren?“ Isabell stemmte die Hände in die Hüften und sah auf Robin hinab.

Robin starrte zurück. Schließlich war es Isabell, die den Blick abwand.

„Weißt du, ich glaub ich versteh dich“, begann sie, um ihre Niederlage zu überspielen. „Wenn meine Familie so kaputt wär wie deine, würd ich auch von zu Hause weglaufen.“

Robin sah zu, wie das Mädchen sich abwand, um zu ihren Freudinnen zurückzugehen. Während sie ihr hinterherblickte, konnte sie spüren, wie ihr Herz fester gegen ihre Rippen schlug. Sie konnte spüren, wie die Müdigkeit aus ihren Gliedern verschwand, ihre Kiefermuskeln sich spannten und alles in ihr danach schrie aufzuspringen und den überheblichen Gesichtsausdruck aus Isabells Gesicht zu prügeln. Doch stattdessen schloss sich Robins Hand um den Griff des Messers, das die ganze Zeit hinter ihrem Ranzen auf dem Boden gelegen hatte.

„Ich muss nicht weglaufen.“ Ihre Stimme klang krächzig und heiser, doch sie war laut genug, damit Isabell sie hörte, stehen blieb und sich nach ihr umdrehte.

Robin erhob sich langsam.

„Ich mach, dass alle anderen gehen.“ Mit diesen Worten hob sie das Messer und war mit zwei Schritten bei Isabell. Die rührte sich nicht, starrte Robin einfach nur entsetzt entgegen.



Erst als das Messer sich senkte, erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Doch da war es zu spät. Ihr Schrei mischte sich mit denen ihrer Freundinnen und zum zweiten Mal in kürzester Zeit hatte Robin Blut an den Ärmeln. Isabell verstummte und fiel ihr in die Arme. Die Schreie waren nicht ungehört geblieben. Inzwischen war es um die Schule herum recht belebt. Es war kurz vor Unterrichtsbeginn und Kinder strömten durch das Tor auf den Schulhof, oder wurden gerade von ihren Eltern gebracht. Robin sah mehrere Erwachsene auf sich zulaufen. Sie riefen Dinge, die Robin nicht verstand, weil sie vom Geräusch ihres eigenen Herzschlages übertönt wurden. Robin lies Isabell los, und die fiel wie eine kaputte Puppe auf den Gehweg.

Eine Hand wollte nach Robin greifen, doch sie duckte sich darunter hinweg, sprang über Isabells Körper und rannte los. Sie schlug mehrere Haken, als Erwachsene versuchten, sich ihr in den Weg zu stellen. Schließlich hatte sie den kleinen Halteplatz überquert, in dem Eltern mit ihren Autos vorfahren konnten. Ihr Weg führte sie dessen Zufahrt entlang und weiter auf die Straße dahinter. Dort gab es einen Zebrastreifen, auf den Robin zuhielt. Sie war gerade über den ersten weißen Streifen hinweggeseaut, als sie Bremsen quietschen hörte. Es gab einen dumpfen Schlag und ein stechender Schmerz durchzuckte ihre ganze rechte Seite. Sie flog durch die Luft. Dann versank die ganze Welt in Schmerz und Dunkelheit.

Dunkelheit. Undurchdringliche, vollkommene Dunkelheit. Es schien, als hätte es nie etwas anderes gegeben. Es gab kein Unten und Oben, Rechts oder Links, es gab keinerlei Richtung, nichts woran man hätte Halt finden können – und vor allem gab es kein Licht.

Robin wünschte sich eine Taschenlampe mehr, als sie sich je zuvor etwas gewünscht hatte.

Doch die Taschenlampe lag mit ihrem Kaninchen zusammen auf dem Friedhof, wo sie selbst es begraben hatte. Neben ihrer Mutter.



Durch die Finsternis schwebend zog Robin die Beine an und rollte sich zu einer Kugel zusammen. Wenn sie die Augen schloss, war es besser. Sie konnte die Dunkelheit durch Bilder ersetzen.

Die Gedanken an Hoppel und ihre Mutter halfen, auch wenn mit ihnen schmerzhaftes Erinnerungen kamen. Erinnerungen an das langsame Dahinsiechen ihrer Mutter und an den grausamen Tod Hoppels. Ihr Vater hatte sie beide umgebracht. Ihr Vater. Weitere Bilder kamen. Robins Vater mit aufgeschlitzter Kehle. Das Messer, dessen Klinge rot war von Blut. Hoppels Blut, das Blut ihres Vaters und das von Isabell. Isabell. Irgendetwas war mit ihr. Irgendetwas war geschehen, das mit Isabell zu tun hatte. Die Erinnerung hing knapp außerhalb von Robins Reichweite. So sehr sie sich auch bemühte, es blieb nicht mehr als eine Ahnung.

Schließlich kehrten Robins Gedanken zu Hoppel zurück. Der arme Hoppel. Sie sollte bei ihm sein. Immerhin war er tot und Robin konnte sich vorstellen, dass das auch für das stärkste Kaninchen nicht einfach zu verkraften war. Sie sollte ihm beistehen.

Plötzlich spürte sie Kies unter ihrem Hosenboden. Die Stille, die bisher geherrscht hatte, wich dem Rauschen von Blättern im Wind. Vorsichtig hob Robin den Kopf und blinzelte.

Ihr Blick fiel auf einen Grabstein. Der Stein war klein und schlicht, und es stand nur ein Wort darauf: „Hoppel“

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Das war schon viel besser. Ein tapferes Kaninchen wie Hoppel verdiente ein eigenes Grab, auch wenn es natürlich keine Schande war eins mit Robins Mutter zu teilen.

Langsam lockerte Robin ihre noch immer sehr verkrampfte Haltung. Sie streckte die Arme, die bis dahin ihre Knie umklammert hatten. Dann stand sie auf. Aus irgendeinem Grund tat jeder einzelne Muskel in ihrem Körper weh.

Sie sah sich um.

Mal wieder befand sie sich auf einem Friedhof. Es war nicht der, auf dem ihre Mutter lag, obwohl sie neben Hoppels Grabstein schnell den halbrunden Granitblock entdeckte, den sie inzwischen so gut kannte. Nein, es war nicht der Friedhof, den sie zwei Jahre



lang jeden Tag besucht hatte, aber trotzdem war er ihr vertraut. Sie fühlte sich sicher an diesem Ort.

Langsam wanderte ihr Blick über die Reihen der Grabsteine bis zur Friedhofsmauer. Die war alt und ziemlich hoch, doch dahinter konnte Robin Bäume sehen. Ihre Blätter schienen ein dichtes Dach zu bilden und nirgendwo war ein Haus zu sehen oder sonst irgendetwas, das auf Menschen hindeutete.

Nachdem sie sich einmal um die eigene Achse gedreht hatte, stand Robin nachdenklich auf den Fußballen wippend vor Hoppels Grab. Was nun?

Sie kaute auf ihrer Unterlippe und starrte gedankenverloren auf den Grabstein, ohne ihn wirklich zu sehen. Sie stellte sich vor, wie es sein würde einfach an diesem Ort zu bleiben. Sie hatte alle Gesellschaft, die sie brauchte. Sie hatte ihre Mutter und Hoppel. Sie würde ihre Gräber pflegen. Sie hatte den Friedhofsgärtner oft genug beobachtet, um zu wissen wie man so etwas machte. Es würde ...

Irritiert hob sie den Kopf. Ein Geräusche hatte die Stille des Friedhofs durchbrochen. Lauschend legte sie den Kopf schief und wartete.

Da war es wieder! Diesmal konnte Robin es identifizieren. Es klang wie das Klappern von Metall, das Quietschen eiserner Angeln.

Ihre Zöpfe flogen, als sie sich in Richtung Friedhofstor drehte. Sie hatte gerade erst einen Platz gefunden, an dem sie sich wohlfühlte und war bereit, dieses neugewonnene zu Hause gegen jedweden Eindringling zu verteidigen.

Der kleine Junge am Tor erschrak aufgrund der schnellen Bewegung. Er prallte einen Schritt zurück und umklammerte einen großen Teddybär, als könne der ihn vor allen Übeln der Welt beschützen. Als Robin sich ihm näherte, wich er einen weiteren Schritt zurück.

Sie blieb dicht vor dem Tor stehen und sah den Jungen zwischen den eisernen Stäben hindurch an. Er war jünger als sie, wahrscheinlich ungefähr fünf Jahre alt. Seine Kleidung musste vor noch gar nicht allzu langer Zeit neu und sauber gewesen sein, nun



allerdings war sie zerrissen und schmutzig. Der Junge selber hatte eine lange Schramme im Gesicht und in seinen Augen stand etwas, das Robin als Furcht zu identifizieren glaubte.

Trotzdem hielt er ihrem Blick erstaunlich lange stand. Etwas wie verzweifelte Entschlossenheit stand in seiner Miene geschrieben.

„Darf ich reinkommen?“ Nun senkte er doch noch den Blick auf seine Schuhe. Nur die Knopfaugen seines Teddybärs blieben auf Robin gerichtet.

„Das is ein Friedhof. Du kriegst hier bestimmt bloß Angst. Spätestens wenn es dunkel wird.“ Das Verhalten des Jungen irritierte sie. Sie hoffte er würde gehen und sie in Ruhe lassen. Normalerweise hatte sie von Kindern in ihrem Alter nur Beleidigungen zu erwarten. Mit den Hänseleien hatte sie gelernt umzugehen. Doch dieser Junge sah sie nicht abfällig an wegen ihrer zerrissenen Kleidung, er rümpfte nicht die Nase. Wie sollte sie mit ihm umgehen?

Er hob den Blick wieder und trat einen Schritt vor. Nun trennten nur noch wenige Zentimeter ihre Gesichter voneinander.

„Bitte“, flüsterte er eindringlich und warf einen schnellen Blick hinter sich, bevor er Robin wieder aus großen, verzweifelten Augen ansah. „Sie sind hinter mir her.“

„Wer?“ Unwillkürlich senkte auch Robin die Stimme. Ihr Blick wanderte fast von alleine zu den Bäumen und Büschen hinter dem Jungen. Es war nichts zu sehen, abgesehen vom Spiel des Sonnenlichts auf den Blättern.

„Ich weiß es nicht.“ Die Stimme des Jungen zitterte. Er würde doch nicht etwas anfangen zu weinen? „Sie haben mir alles weggenommen und dann haben sie angefangen mich zu jagen.“ Tatsächlich kullerte eine Träne seine Wange hinunter. „Bitte lass mich rein.“ Ein Schluchzer ließ seine schmalen Schultern erbeben. Robin sah ihm kurz hilflos und ratlos beim Weinen zu. Dann packte sie kurzentschlossen die Klinke des Tors, zog es mit einiger Anstrengung und unter lautem Quietschen so weit auf, dass der Junge hindurchschlüpfen konnte.

Zumindest das Schluchzen erstarb sofort, gemeinsam drückten sie das Tor wieder zu.



„Du kannst dich da hinten in der Gruft verstecken.“ Robin deutete auf ein kleines, weißes Gebäude im hinteren Teil des Friedhofs. „Wenn du dich traust“, fügte sie mit einem kritischen Seitenblick auf den Jungen hinzu, dem immer noch die Tränen die Wangen hinunter liefen. „Und wenn du versprichst die Ruhe der Toten nicht zu stören.“

Die Ruhe der Toten war eine wichtige Sache, das wusste Robin aus verschiedenen Filmen, die sie gesehen hatte, wenn ihr Vater bis spät abends nicht heim gekommen war.

„Ich versprech's.“ Der Junge zog tapfer die Nase hoch und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

Nun saßen sie beide im Schneidersitz auf dem kalten Boden der Gruft und unterhielten sich leise. Der kleine Junge hieß Ben, das hatte Robin inzwischen erfahren. Er bot eine recht angenehme Gesellschaft. Er war nicht laut, und er machte, was sie sagte.

Nur damit, was genau ihm zugestoßen war, wollte er nicht herausrücken. Er schien nur sehr verschwommene Erinnerungen an irgendwelche Wesen zu haben, die ihn durch den Wald jagten. Er hatte große Probleme, sie zu beschreiben, aber er tat nun schon seit einer Weile sein bestes. Ohne großen Erfolg.

„Weißt du“, startete er einen neuen Erklärungsversuch. „In meinem Zimmer zu Hause ist ein großer Kleiderschrank. Groß und alt. Und wenn's dunkel ist, zieh ich immer die Decke bis an die Nasenspitze, weil sonst sieht mich das Monster, das in dem Schrank lebt und dann kommt es raus.“

Als Robin an dunkle Zimmer dachte, lief ihr ein Schauer über den Rücken. Doch sie bemühte sich, nach außen weiterhin möglichst unbeeindruckt zu wirken.

Jeder wusste, dass es keine Monster im Schrank gab. An so etwas glaubten nur kleine Kinder. Diese Ansicht äußerte sie auch laut.

Ben verzog beleidigt das Gesicht. „Ich weiß, was in meinem Schrank wohnt, aber das musst du mir ja nicht glauben. Ich wollt nur sagen, dass das, was mich da verfolgt hat, so was war, wie das aus meinem Schrank.“



Das gab Robin zu denken. Sie wusste nicht mit absoluter Sicherheit, dass es keine Schrankmonster gab, sie hatte nur noch keins gesehen. In ihrem Schrank wohnte keins, aber das konnte sie verstehen. Wenn sie ein Schrankmonster gewesen wäre, hätte sie auch nicht in ihrem Schrank wohnen wollen. Der fiel halb auseinander und hatte Löcher in der Rückwand.

Allerdings ... „Wenn es Schrankmonster wirklich gibt, dann gehen sie bestimmt nicht weit von ihren Schränken weg.“ Das klang logisch, das musste sogar Ben zugeben. Ein Schrankmonster ohne Schrank war wahrscheinlich wie eine Muschel ohne Schale.

Diese Vorstellung beruhigte sie beide, und so beließen sie es dabei und versuchten nicht weiter zu überlegen, was sonst Ben verfolgt haben könnte.

Der Junge schien den Schrecken aus dem Wald ohnehin schon fest vergessen zu haben. Neugierig sah er Robin an.

„Was machst du eigentlich auf nem Friedhof?“

„Auf meine Mama und mein Kaninchen aufpassen.“

Mit großen Augen sah der Junge sie an. „Sind die tot?“

Robin nickte ernst. „Mein Papa hat sie getötet.“

Bens Mund formte ein „o“.

„Er hat Mama so unglücklich gemacht, dass sie gestorben ist und Hoppel hat er die Kehle durchgeschnitten.“ Sie fuhr sich mit dem Zeigefinger über den Hals, um ihre Worte zu verdeutlichen.

„Gestern“, fügte sie mit ernstem Blick hinzu.

Bens Augen und Mund wurden noch größer, wenn das überhaupt möglich war. Er sah sie mit einer Mischung aus Entsetzen und Bewunderung an, und irgendwie genoss Robin diesen Blick. An diesem Ort war sie die älteste, sie verfügte über mehr Lebenserfahrung als Ben und sie konnte ihn mit dem beeindrucken, was sie erlebt hatte.

Auf dieser Art und Weise erzählt waren die schlimmen Ereignisse auch kaum mehr schlimm. Sie waren eine Art Auszeichnung, die ihr Bewunderung einbrachte.

„Du darfst dir später mal ihre Gräber ansehen.“



Ben schloss nun endlich wieder den Mund. „Ich weiß nicht, ob ich das will“, murmelte er eingeschüchtert und hielt sich an seinem Teddy fest.

Später wollte er aber doch. Er kniete neben Robin auf dem Kiesweg und betrachtete die beiden Grabsteine ehrfürchtig. Robin übernahm das Vorstellen: "Mama, Hoppel, das ist Ben. Ihm wurde sein Zuhause weggenommen und deshalb pass ich nun auf ihn auf."

Sie schwieg eine Weile, während Ben neben ihr nervös zu zappeln begann. Dann wandte sie sich an ihn.

„Hoppel sagt, du sähst ganz in Ordnung aus ... für einen Jungen. Und Mama sagt, sie freut sich dich kennenzulernen.“

Ben sah skeptisch von den Grabsteinen zu Robin, wieder zurück und wieder zu Robin.

„Das denkst du dir doch bloß aus. Die reden doch nicht wirklich mit dir, oder?“

Empört stemmte Robin die Hände in die Hüften. „Natürlich tun sie das! Warum sollte ich mir das ausdenken?“

„Tote reden nicht. Meine Mama sagt, sie kommen an einen besseren Ort und lassen nur ihren Körper hier.“

Robin wusste, dass jedes Kind so etwas erzählt bekam. Wenn Oma starb, kam sie an einen besseren Ort. Auch bei der Beerdigung ihrer Mutter hatten ihr das viele Leute gesagt. Die Leute hatte sie nicht gekannt, ihr Mitleid hatte sie nicht haben und von einem besseren Ort nichts hören wollen.

Sie wusste, dass ihre Mama nun alleine unter der Erde lag, und dieser Ort war nur insofern besser, dass sie dort ihren Mann nicht mehr ertragen musste.

Robin bedachte Ben mit einem ernsten Blick. „Ja, das sagen alle Erwachsenen. Aber wenn der Ort, wo wir hinkommen, so toll ist, warum gehen sie dann nicht alle sofort? Weißt du ...“ Sie senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. „... die Erwachsenen haben Angst vor dem Tod. Aber sie wollen das nicht zugeben, weil wir nicht glauben sollen, dass sie vor irgendwas Angst haben. Die Wahrheit ist, dass wir, wenn wir tot sind, unter



die Erde kommen. Da liegen wir dann. Allein. Im Dunkeln. Und niemand hört uns.“

Wieder einmal umklammerte Ben ängstlich seinen Teddybär. Robin konnte sehen wie sich die kleinen Härchen auf seinen Armen aufstellten. Er schüttelte sich.

„Deshalb“, fuhr sie unbarmherzig fort, „gehen sie immer auf den Friedhof und besuchen die Gräber. Weil sie tief drinnen wissen, wie einsam es unter der Erde ist. Aber die meisten wollen das nicht zugeben. Sie schieben Gründe vor, an die sie selbst gern glauben würden. Sie sagen sie gehen, weil es sich so gehört. Und sie hören nicht hin. Sie wollen die Toten nicht hören und deshalb tun sie's nicht. Du musst nur genau lauschen, dann hörst du sie auch.“

Robin beobachtete den kleinen Jungen neben ihr, und in gewisser Weise war sie stolz auf ihn. Er fing nicht an zu weinen, umklammerte lediglich seinen Teddy fester und legte den Kopf schräg, um zu lauschen. Vielleicht lag es an den Schrankmonstern, denen er entkommen war. Vielleicht jagte ihm so schnell nichts anderes mehr Angst ein.

„Ich hör n...“, setzt er an, als plötzlich der Wind in die Kronen der Bäume fuhr. Das Rascheln der Blätter hätte den Rest von Bens Satz verschluckt, auch wenn er nicht mitten im Wort verstummt wäre. Ein Schatten fiel über den Friedhof, obwohl keine Wolke am Himmel zu sehen war.

Beide Kinder waren fast synchron auf den Beinen und ebenso synchron drehten sie sich in Richtung des Tors. Dort hinten schienen die Schatten dunkler als bei ihnen und wirkten, als würden sie sich bewegen.

Je länger Robin hinsah, desto deutlicher glaubte sie zu erkennen, dass sich etwas aus der Dunkelheit zwischen den Bäumen schälte. Ein Teil der Schatten schien ein Eigenleben zu entwickeln, waberte und gewann langsam Gestalt. Während es immer menschenähnlichere Form annahm, verdichtete es sich gleichzeitig und wurde dunkler. Bis schließlich ein Stück absolute Finsternis entstanden war, das ungefähr menschliche Form besaß und sie aus Augen ansah, die es nicht hatte.



Etwas berührte Robins Hand, und kleine Finger gruben sich schmerzhaft fest in ihrem Unterarm.

„Das sind sie“, flüsterte Ben und gab sich größte Mühe, sein Fingernägel durch den Stoff von Robins Pulli zu graben.

Der Schatten näherte sich langsam dem Tor und von rechts und links gesellten sich zwei weitere zu ihm. Sie schwebten knapp über dem Boden, glitten gleichmäßig dahin, ohne dass Beine sich bewegten. Der erste von ihnen durchdrang die Stäbe des Tors, als wären sie nichts weiter als Nebel. Endlich löste sich Robin aus der Erstarrung zu lösen, die sie ergriffen hatte.

Da sich der kleine Junge neben ihr sowieso schon ihn ihren Arm gekrallt hatte, braucht sie ihn gar nicht mehr zu packen. Sie rannte einfach los, zog ihn so mit sich. Als er vor Überraschung seinen Griff zu lockern drohte, griff sie schnell zu und erwischte sein Handgelenk.

Sie stürmten rechts an den Gräbern von Hoppel und ihrer Mutter vorbei, tiefer in den Friedhof hinein, nur fort von den Schattenwesen.

Robin rannte so schnell sie konnte, aber Ben behinderte sie. Er hatte kürzere Beine und zudem hielt er noch immer seinen Teddy an sich gedrückt. Ganz kurz schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, einfach seine Hand loszulassen, aber dann erinnerte sie sich daran, was sie an den Gräbern gesagt hatte: „Ich passe auf ihn auf.“

Genau das tat sie. Sie passte auf, dass Ben nicht von den Schattenwesen gefressen wurde, so wie sie aufgepasst hatte, dass der Hund der Nachbarin nicht dasselbe mit Hoppel tat. Wenn sie Hoppel bloß auch vor ihrem Vater hätte beschützen können. Ben würde sie nicht begraben müssen, das nahm sie sich vor.

Leider war der Friedhof nicht sehr groß. Kurz vor der rückwärtigen Mauer bog Robin wieder ab. Dort vorne war ein Gebüsch, vielleicht konnten sie darin untertauchen, und dann über Umwege in die Gruft zurückschleichen. Dort würden die Schattenwesen sie sicher nicht finden.



Warum hatten sie dieses Versteck überhaupt verlassen müssen? Robin wünschte sich, erst gar nicht von Hoppel und ihrer Mutter erzählt zu haben.

Sie wetzte hinter den Busch und achtete nicht darauf, dass die Zweige ihr Gesicht und Hände zerkratzen. Auch Ben gab nur einen ganz leisen Laut der Beschwerde von sich, als sie ihn hinter sich durch das Gestrüpp zerzte.

Um Schutz der Blätter kauerte sie sich auf den Boden, sah sich nun zum ersten Mal wieder nach Ben um. Der Junge drückte zitternd seinen Teddy an sich, umschlang ihn mit beiden Armen, kaum dass sie ihn losgelassen hatte.

Flüsternd erklärte Robin ihm ihren Plan.

Ben hatte kaum Zeit tapfer zu nicken, als Robin sich schon wieder umdrehte und versuchte sich möglichst leise durch das Gestrüpp zu schieben.

Sie erstarrte, als plötzlich ein Schatten über sie fiel. Es war schon zuvor nicht hell gewesen, aber nun kam es ihr vor, als hätte die Nacht beschlossen, extra für sie ein wenig früher hereinzubrechen. Allerdings nur in einem Umkreis von zwei Metern. Langsam hob Robin ihren Blick.

Über ihr ragte eine Gestalt aus Dunkelheit auf. Ein wenig sah es aus, als hätte jemand Tinte in Wasser gegossen. Die Dunkelheit bildete keine feste Masse, sondern waberte leicht hin und her, wobei sich an ihrem Rand immer wieder kleine Fetzen lösten, um sich kurz darauf wieder mit der großen Masse zu vereinen.

Robin fühlte sich von unsichtbaren Augen angestarrt. Obwohl sie nur konturenlose Schwärze sah, wusste sie, dass sie die volle Aufmerksamkeit des Schattenwesens hatte. Trotzig versuchte sie dem Blick standzuhalten. Je länger sie jedoch in die Dunkelheit starrte, desto mehr schien es ihr, als gäbe es nichts anderes mehr. Nur noch Dunkelheit, leer und kalt. Alles Licht schien aus der Welt verschwunden. Dunkelheit hüllte sie und ihre Gedanken ein. Sie drohte, darin zu ertrinken ...

Dann plötzlich verlagerte sich die Aufmerksamkeit des Wesens. Die Dunkelheit wich von Robin, und im selben Moment begann Ben neben ihr leise zu wimmern.



Robin packte ihn unsanft am Arm und wollte ihn weiter mit sich ziehen. Weg von diesen Schattenwesen, irgendwohin, wo sie vielleicht in Sicherheit waren. Auch wenn Robin in diesem Moment nicht wusste ob es einen solchen Ort überhaupt gab.

Das sollte sich allerdings als ihr geringstes Problem herausstellen, denn Ben schien wie festgewachsen. So sehr Robin auch zog, er ließ sich nicht von der Stelle bewegen.

Verzweifelt trat Robin vor den Jungen, versuchte mit ihrem Körper den Blick auf das Schattenwesen zu versperren. Ben jedoch starrte einfach durch sie hindurch, als wäre sie Luft.

Ohne auf das Schattenwesen in ihrem Rücken zu achten, packte Robin den Jungen an den Schultern und schüttelte ihn kräftig. Seine Zähne schlugen mit einem hörbaren Klacken aufeinander, doch seine Augen blieben starr auf das Ding hinter Robin gerichtet.

„Ben!“, schrie sie in einer Lautstärke, die jeden anderen dazu gebracht hätte einen Schritt zurückzuweichen. Der kleine Junge blinzelte noch nicht einmal.

„Komm mit, Ben ... bitte.“ Robins Stimme wurde immer leiser und ein Kloß bildete sich in ihrem Hals. Sie fühlte sich so entsetzlich hilflos, fast wie sie sich gefühlt hatte, als ihr Vater Hoppel die Kehle durchgeschnitten hatte.

Sie konnte nichts tun, um Ben zu retten. Dieser Gedanke machte sie wahnsinnig.

Die Tränen, die ihre Wangen hinunterliefen, bemerkte sie nicht einmal. Dafür fühlte sie aber die plötzliche Kälte, die sich neben ihrem rechten Ohr ausbreitete.

Während Robin erstarrte, die Hände immer noch an Bens Schultern, bewegten sich nur ihre Augen nach rechts, um zu erspähen, was sich neben ihrem Ohr befand.

Aus dem hintersten Augenwinkel sah sie einen kleinen Fetzen Schwärze. Ganz langsam schwebte er an ihrem Ohr vorbei, und als er ein Stück weiter in ihre Blickfeld gelangt war, konnte sie erkennen, dass dieser Fetzen die Spitze eines armähnlichen Auswuchses war, den das Schattenwesen ausgestreckt hatte und immer noch weiter ausstreckte.



Dabei ignorierte es Robin vollständig. Das armähnliche Ding näherte sich zielstrebig Bens Stirn, ohne sich um Robin zu kümmern, obwohl sie doch viel näher war.

Ob es der Gedanke an Hoppels Tod war oder die Tatsache, dass sie einfach ignoriert wurde, konnte Robin nicht sagen. Sie fühlte nur die Wut in sich aufsteigen.

Plötzlich hielt sie das Messer in der Hand, obwohl sie nicht wusste, woher es kam. Aber das war im Moment auch nicht wichtig. Wichtig war, dass sie etwas hatte, womit sie auf das Schattenwesen einhacken konnte.

Mit fliegenden Zöpfen und Funken sprühenden Augen wirbelte sie zu der Dunkelheit herum.

Entschlossen machte sie einen Satz nach vorne, um dem Ding das Messer dorthin zu rammen, wo sich bei einem Menschen der Bauch befunden hätte. Dieses Messer hatte ihren Vater getötet. Sie war fest davon überzeugt, dass sie damit alles töten konnte, was sich ihr in den Weg stellte.

Doch anstatt auf Widerstand zu treffen, fand sich Robin plötzlich in undurchdringlicher Finsternis wieder. Ängstlich umklammerte sie ihr Messer. Nicht schon wieder. Sie wollte nicht wieder durch die Schwärze treiben, ohne zu wissen wo sie war, ohne überhaupt ein Gefühl für Richtung zu haben.

Doch diesmal war es anders als beim ersten Mal.

Es wurde kälter. Mit der Kälte kamen Bewegungen, die sie mehr spürte als sah. Sie fühlte einen leichten, eiskalten Lufthauch und dann hatte sie das Gefühl, sie würde beobachtet.

Es schien ihr, als hätten Kälte verströmende, schweigende Beobachter sie umringt. Angestrengt starrte sie in die Dunkelheit, um etwas zu erkennen.

Nicht zu wissen wer dort war, war schlimmer, als sich einem einäugigen, ekligen, tentakelschwingenden Monster gegenüberzusehen.

Sie glaubte, ein leises Murmeln um sich herum zu hören, und während sie noch angestrengt versuchte, Worte zu verstehen, befand sie sich plötzlich wieder auf dem Friedhof und der Kiesweg kam ihr rasend schnell entgegen.



Benommen landete Robin auf dem Boden, das Messer fiel ihr aus der Hand.

Zitternd und zähneklappernd blieb sie liegen. Sie fühlte sich, als wäre ihr all die Kälte gefolgt, die sie in der Dunkelheit gespürt hatte, hätte sich in ihre Knochen gesetzt. Auch die Schwärze selbst war nicht ganz gewichen, sondern hatte sich lediglich an den Rand ihre Blickfeldes zurückgezogen, von wo aus sie sich wieder vorzutasten drohte, kaum dass Robin versuchte, den Kopf ein wenig zu heben.

Schwach drehte sie sich auf die Seite. So liegend zog sie die Knie an, in der Hoffnung sich dadurch ein wenig gegen die Kälte zu schützen. Stattdessen hatte sie allerdings an ihren Fußspitzen vorbei einen guten Blick auf das Schattenwesen, und halb davon verdeckt, sah sie wie durch einen Schleier Ben, den der Schattenfetzen nun fast an der Stirn berührte.

Verzweifelt versuchte Robin wieder, den Kopf zu heben, doch sofort kroch die Schwärze warnend heran. So konnte sie sich nur zu einem kleinen zitternden Ball zusammengerollt mitansehen, was weiter geschah.

Als der Schattenfetzen Bens Stirn berührte, begann dieser gellend zu schreien. Nun plötzlich versuchte er sich zu wehren und schlug wild um sich. Seine Hände gingen jedoch einfach durch den Schattenarm hindurch, der sich unaufhaltsam in seine Stirn bohrte.

Von dort, wo der Schatten die Stirn des Jungen berührte, breiteten sich langsam dünne, dunkle Äderchen aus, die unter seinem Haaransatz verschwanden und sich sein Gesicht hinunterschlangelten. Es musste höllisch weh tun, denn Ben hörte nicht auf zu schreien.

„Nicht!“ Robin schaffte es nicht, Ben zu übertönen, aber dafür nahm sie von irgendwoher die Kraft aufzustehen. Dann jedoch überflutete sie die Schwärze, als hätte sie nur auf diesen Augenblick gewartet. Während sie in die Dunkelheit stürzte, hörte sie Bens Schrei langsam verklingen.



An das Gefühl durch richtungslose Schwärze zu schweben, begann Robin sich inzwischen zu gewöhnen. Diesmal jedoch blieb die Dunkelheit nicht vollständig schwarz. Über ihre Knie linsend, da sie wieder die Beine fest an den Körper gezogen hatte, entdeckte Robin weit entfernt einen Lichtpunkt. Dieser Punkt wirkte unendlich einsam und verloren in der alles erdrückenden Finsternis. Genauso einsam und verloren, wie Robin sich fühlte.

Sehnsüchtig heftete sie ihren Blick auf diesen einzigen Anker, den sie in der Dunkelheit hatte – und ganz langsam schien der Lichtpunkt größer zu werden. Nein, er wurde nicht größer, er kam näher. Schließlich war er so nah, dass sie darin eine kleine zitternde Gestalt erkennen konnte, halb in der Dunkelheit verborgen.

Dann sah sie weißes Fell und lange Ohren, erkannte, dass der Schein von einer Taschenlampe stammte.

„Hoppel!“ Robins Stimme klang unheimlich dumpf in ihren Ohren, als hätte man sie in Watte gepackt. Trotzdem schien Hoppel sie gehört zu haben. Er drehte seinen kleinen, weißen Kopf in ihre Richtung und durch diese Bewegung klaffte eine hässliche, rote Wunde an seinem Hals auf. Nun bemerkte Robin auch die Blutflecken, die das Fell des Kaninchen verunzierten, und sie blickte in schwarze, gebrochene Augen, die keinen Funken Leben mehr enthielten. Dann plötzlich war Hoppel zusammen mit dem Licht verschwunden, als hätte es nie existiert.

„Hoppel!“ Der verzweifelte Ruf wurde von der Dunkelheit verschluckt, die nun wieder absolut war. Leise schluchzend rollte Robin sich zu einer möglichst kleinen Kugel zusammen. Sie wollte diese Finsternis nicht mehr sehen, und ihr war es gleich wie unlogisch es war, die Dunkelheit aussperren zu wollen, indem sie die Augen schloss.

Zwischen den Schluchzern murmelte sie immer wieder einen Satz vor sich hin: „Ich hasse dich, Papa. Ich hasse dich.“

„Ooooooooooh, seht. Robileinchen weint.“ Die Stimme durchschnitt die absolute Stille wie ein Messer, und mit ihr kamen



andere Geräusche. In der Ferne waren spielende Kinder zu hören, und ganz in der Nähe erklang ein zweistimmiges Kichern.

Langsam hob Robin den Kopf. Vor ihr stand Isabell, flankiert von ihren Freundinnen. Isabells sonst so sauberen und ordentlichen Klamotten waren blutbesudelt. Das Blut stammte offensichtlich aus einer tiefen Wunde an einer Seite ihres Halses. Sie schien sie nicht zu bemerken, doch Robin musste den Blick gewaltsam von dem Stück des Schlüsselbeins losreißen, das dort weiß zwischen dem ganzen Rot hervorschimmerte. Isabells Augen, in die sie stattdessen blickte, waren allerdings kaum ein angenehmerer Anblick. Ihr Blick war gebrochen, und wie auch der Hoppels enthielt er kein Leben mehr.

Robin sah sich um. Sie befand sich auf dem Schulhof ihrer Schule, saß mit angezogenen Beinen auf einer Bank, die wiederum einsam in der Ecke stand, in der die Mauern von Turnhalle und Schulgebäude sich trafen. Normalerweise hatte sie dort immer ihre Ruhe, daher war diese Bank zu ihrem Stammplatz geworden. Trotzig wischte Robin sich die Tränen mit dem Ärmelsaum ab, an dem die Blutflecken inzwischen eine rostbraune Farbe angenommen hatten. Dann blickte sie wieder das Mädchen vor ihr an.

„Du bist tot“, sagte sie tonlos.

„Du bist eine Mörderin“, entgegnete Isabell. „Sie haben deinen Vater bei euch im Garten gefunden. Wenn man das einen Garten nennen kann.“ Beim letzten Satz rümpfte sie ihre Nase, als wolle sie damit ausdrücken wie sehr die paar Quadratmeter Grünzeug hinter Robins Elternhaus ihre Augen beleidigten, jedes mal wenn sie gezwungen war, einen Blick darauf zu werfen. Natürlich folgte diese Zurschaustellung von Arroganz das Kichern der beiden Freundinnen.

„Sie haben seine Leiche bei euch im Gestrüpp gefunden“, fuhr Isabell fort, „und jetzt suchen sie nach dir. Und wenn sie dich haben, stecken sie dich ins Gefängnis oder ins Irrenhaus. Da wirst du nie wieder rauskommen. Du wirst den Rest deines Lebens in einer Zelle verbringen.“ Sie stemmte eine Hand in die Hüfte, wie sie es wahrscheinlich bei ihrer Mutter oder irgendeiner anderen



erwachsenen Frau gesehen hatte ,und strich mit der anderen ihr blondes blutverkrustetes Haar zurück.

„Genau“, erklang es synchron aus dem Mund der beiden Freundinnen.

„Du bist tot“, wiederholte Robin, diesmal mit mehr Nachdruck.

„Du hast ein Loch im Hals. Du bist nur so eingebildet, dass du es noch nicht bemerkt hast. Du bist selbst schuld daran, dass du gestorben bist, und Papa ist auch selbst schuld, dass er gestorben ist. Leute wie Papa müssen sterben, damit die Welt ein besserer Ort wird.“

Plötzlich hielt Robin wieder das Messer in der Hand. Sie wusste nicht woher es kam, aber es gab ihr ein gutes Gefühl einfach den Griff umklammern zu können.

Isabells spöttisches Lächeln gefror auf halben Weg zur Vollendung, als sie die Klinge in Robins Hand erblickte. Erkennen und die Furcht vor dem Erkannten breitete sich stattdessen in ihren Zügen aus, erreichte aber ihre toten Augen nicht. Langsam hob Isabell die Hand zu ihrem Hals, um die Wunde zu berühren, die beim Auftauchen des Messers wieder begonnen hatte zu bluten. Ihre leblosen Augen weiteten sich, als sie den freiliegenden Knochen ertastete, und noch einmal, als sie ihre nun vom Blut roten Finger betrachtete.

Dann begann sie zu schreien. Der Schrei war schrill und brach genauso schnell wieder ab, wie er begonnen hatte, als Isabell in sich zusammensackte und der einen Freundin direkt vor die Füße fiel.

Mit dem Messer in der Hand, von dem Isabells Blut tropfte, sprang Robin auf und rannte. Hinter sich hörte sie eine der Freundinnen entsetzt "Iiisi!" rufen, während die anderen ihr "Mörderin!" hinterherschrie. Kurz darauf war der ganze Schulhof von ähnlichen Rufen erfüllt.

Von überall kamen Lehrer angrannt, um Robin aufzuhalten, doch sie duckte sich unter den zupackenden Händen hindurch oder schlug mit dem Messer nach ihnen. Dann hatte sie es durch das Tor in dem eisernen Zaun geschafft und flitzte über den kleinen Halteplatz auf den Zebrasteifen zu. Als sie die ersten beiden



weißen Streifen überquerte, spannte sie sich unwillkürlich an, als erwarte sie von etwas Großem getroffen zu werden, doch da war nichts.

Wieder hatte Robin das Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben, etwas, das mit Isabell und mit diesem Zebrastreifen zu tun hatte, doch nun hatte sie nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Sie erreichte den Bürgersteig auf der anderen Seite und bog ab in Richtung Friedhof. Von ihren Verfolgern war nichts mehr zu hören, doch Robin wagte es nicht langsamer zu werden oder sich auch nur umzusehen.

Sie verlangsamte ihre Schritte erst, als sie bemerkte, dass sie den falschen Weg genommen hatte. Sie wusste nicht, wie das hatte passieren können, denn eigentlich kannte sie den Weg zum Friedhof im Schlaf, doch irgendwann musste sie falsch abgebogen sein. Nun näherte sie sich dem Haus, in dem sie seit ihrer Geburt gelebt hatte.

Je näher sie ihm kam, desto langsamer wurde sie. Vor dem Gartentor blieb sie stehen und blickte über den Kiesweg, der sich durch das Gestrüpp, das den Vorgarten darstellte, hindurchschlängelte.

Hatte sie das Licht angelassen, als sie in der letzten Nacht aus dem Haus gegangen war? Nein, bestimmt nicht. Das Fenster, aus dem nun ein warmer Schein auf die verwilderten Büsche fiel, gehört zum Schlafzimmer. Ein Zimmer, das sie seit dem Tod ihrer Mutter nicht mehr betreten hatte.

War ihr Vater etwa doch noch am Leben? Das konnte nicht sein. Sie hatte ihn sterben sehen und Isabell hatte gesagt, man habe seine Leiche gefunden. Es durfte nicht sein!

Langsam schob Robin das Gartentor auf und betrat den Kiesweg. Mit klopfendem Herzen näherte sie sich der Eingangstür.

Drinnen war alles ruhig. Wohnzimmer und Küche lagen im Dunkeln. Nur unter der Türritze der Schlafzimmertür drang Licht hervor.



Mit klopfendem Herzen ging Robin darauf zu, den Griff des Messers fest umklammert. Sie hatte ihn einmal getötet. Sie würde ihn auch ein zweites Mal töten, wenn es sein musste.

Langsam und möglichst leise drückte sie die Klinke nach unten und schob die Tür gerade so weit auf, dass sie durch den Spalt hindurchlinsen konnte.

Was sie in dem Zimmer erblickte, ließ sie für ein paar Sekunden wie erstarrt stehenbleiben. Sogar Atmen war für eine kurze Zeitspanne unwichtig geworden. Dann rutschte ihr langsam das Messer aus der Hand, fiel und blieb zitternd im Boden stecken.

„Mama?“

Die Frau, die lesend im Bett gesessen hatte, drehte den Kopf, um Richtung Tür zu sehen. Sie war blass und unter ihren Augen lagen tiefe Ringe. Ein Kissen in ihrem Rücken stützte sie und erweckte dabei den Eindruck, als wäre es das einzige, was sie aufrechterhielt. Trotz allem erschien ein Lächeln auf ihrem Gesicht, als sie Robins Nase und ein paar braune Zotteln durch den Türspalt lugen sah.

„Mama!“

Robin stieß die Tür vollends auf und sprang förmlich auf das Bett zu. Ihre Mutter hatte kaum Zeit, ihr Buch zur Seite zu legen, als sie auch schon stürmisch umarmt und gedrückt wurde.

Während sie sich an ihr festklammerte, wurde Robin schmerzlich bewusst, wie dünn ihre Mutter war. Ihr Körper war zerfressen von einer Krankheit, von der Robin sicher war, dass allein ihr Vater sie verursacht und damit seine Frau in den Tod getrieben hatte.

Vorsichtig löste sich Robin von der totkranken Frau, um sie ansehen zu können. „Mama, ich hab ...“ Dann jedoch blieben ihr die Worte im Halse stecken, als sie in die Augen ihrer Mutter sah. Bisher hatte sie angenommen, dass es an den dunklen Ringen lag, aber nun, da sie aus nächster Nähe hineinsah, erkannte Robin, dass auch diese Augen tot waren. Tot wie die von Hoppel und die von Isabell.

Tapfer kämpfte sie gegen die Tränen an, doch als ihre Mutter sie wieder an sich zog und ihr sanft über das strubbelige Haar streichelte, flossen sie doch.



„Du darfst nicht hier sein, meine Kleine.“ Die Stimme war schwach, aber voller Sorge. „Hier sind nur die Toten, weißt du? Kein Lebender kann hier lange bleibe, ohne zu sterben. Du darfst noch nicht sterben, du hast noch dein ganzes Leben vor dir.“

„Wenn ich dafür wieder bei dir sein kann, will ich gern sterben, Mama“, nuschelte Robin undeutlich in den Stoff des Nachthemds ihrer Mutter. „Und außerdem ...“ Sie machte sich aus der Umarmung los, sah fest und mit neu aufkeimender Hoffnung in die toten Augen. „... sind hier gar nicht nur Tote. Ich hab ganz viele lebendige Leute gesehen vorhin.“ Sie war stolz darauf, dass ihr diese Tatsache aufgefallen war. Nun würde ihre Mutter nichts mehr dagegen sagen können, dass sie blieb.

Doch diese schüttelte nur traurig den Kopf. „Was du gesehen hast, waren lediglich die Erinnerungen der Toten und deine eigenen Erinnerungen, die du hierher mitgebracht hast.

Robin, mein Schatz ...“ Mit diesen Worten ergriff Robins Mutter ihre Hände, und als sie weitersprach, lag in ihrer Stimme all die Dringlichkeit, die ihre Augen nicht mehr ausdrücken konnten. „... du darfst nicht hierbleiben, du musst weiterleben. Ich weiß, dass ich dich nicht mit deinem Vater hätte alleine lassen sollen, und es tut mir led, dass ich nicht bei dir bleiben konnte. Aber auch wenn er nicht der Vater ist, den du verdient hättest, wird er für dich sorgen, bis du alt genug bist, und dann kannst du ein eigenes, glückliches Leben führen. Du kannst alles besser machen, was wir falsch gemacht haben. Du kannst ...“

„Papa ist tot.“ Robins Stimme war tonlos, aber sie hätte den Satz genausogut herausschreien können, das Ergebnis war dasselbe. Ihre Mutter verstummte auf der Stelle.

„Er ist hier?“ Sie klang fast ein wenig ängstlich. „Wie konnte ...?“ Robin wusste nicht genau, wie sie es machte, aber sie griff hinter ihren Rücken, und als sie die Hand wieder hervorzog lag darin das Messer. An seiner Klinge hing Blut, doch diesmal war es nicht Isabells, das wusste Robin. Es war das ihres Vaters. Dasselbe Blut, das auch ihre Hände und den Saum ihrer Ärmel in frischem Rot färbte.



Auf der Bettkante sitzend, hielt sie dies alles ihrer Mutter hin, die fassungslos darauf hinabsah.

Sekunden vergingen, die sich zu Minuten dehnten, bis die nun noch kränker aussehende Frau über ihre trockenen Lippen leckte. „Ich schätze ...“, setzte sie an, doch ihre Stimme brach und sie musste sich räuspern bevor sie weitersprechen konnte. „Ich schätze, das macht alles hinfällig, was ich vorhin gesagt habe.“

Langsam und ernst nickte Robin.

Das Knirschen schwerer Schritte auf dem Kiesweg ließ sie beide zusammenfahren.

Robins Mutter horchte alarmiert auf. „Das ist dein Vater. Schnell, geh durch den Garten raus und versteck dich irgendwo. Er wird fuchsteufelswild sein.“

Robin zögerte nur Sekunden, dann drehte sie sich um und wetzte aus dem Schlafzimmer ins Wohnzimmer und dort durch die Terrassentür nach draußen. Gerade als sie den ersten Schritt über den Rasen machte, wurde vorne die Haustür geöffnet.

Suchend sah Robin sich um. Wo sollte sie hin? Wo sollte sie sich verstecken?

Dann jedoch sah sie etwas, das alle diese Fragen nebensächlich erscheinen ließ. Die Schatten im Garten wurden dichter und langsam lösten sich aus ihnen Gestalten, die selbst nichts anderes waren als Schatten, denen man eine annähernd menschliche Form gegeben hatte. Sie waren überall, hatten sie umzingelt. Der einzige Weg, der ihr blieb, war nach hinten, zurück ins Haus. Doch dort war ihr Vater. Robin blieb stehen und starrte den Schatten gestalten trotzig entgegen. Sie wollte sich lieber den Monstern aus dem Schrank stellen als dem Mann, den sie getötet hatte.

Nur eine der Gestalten schwebte ein Stück nach vorne. Sie schien mehr Substanz zu haben als die anderen, beinahe glaubte Robin eine Art Kutte ausmachen zu können.

Diese Gestalt streckte eine Hand nach ihr aus, und im Ausstrecken wurde daraus tatsächlich etwas, das man als Hand bezeichnen konnte. Aus den Schatten schoben sich Finger, auch wenn sie nur aus Schatten bestanden. Der Rest der Gestalt gewann weiter an Substanz, und nun wirkte es tatsächlich, als stecke ein



menschliches Wesen unter der Kutte. Wäre das nicht die Andeutung eines Totenschädels im Schatten der Kapuze gewesen. „Du hast die Sense vergessen.“ Sie wusste nicht wieso, aber je weniger der Schatten wie ein Schatten wirkte, desto weniger Angst hatte sie vor ihm. Daher klang ihre Stimme fast gar nicht zittrig, als sie das Wesen vor ihr auf die Nichterfüllung eines nicht gerade unbedeutenden Klischees hinwies.

Der Tod jedoch ging nicht darauf ein. Stattdessen sagte er mit einer Stimme, die klang als hätte sie Jahrhunderte in einem trockenen, staubigen Keller gelagert: „Komm mit.“

Noch bevor Robin dieser Aufforderung nachkommen konnte, war der Garten verschwunden, und sie stand am Rand eines Lochs, wenn man das so nennen konnte.

Genaugenommen konnte sie nicht erkennen, worauf sie stand oder ob sie überhaupt festen Boden unter den Füßen hatte. Sie wusste nur, dass dort, wo sie war, Dunkelheit herrschte, und sie in ein Zimmer hinunterblickte, als würde sie am Rande eines Lochs in dessen Decke stehen.

Dieses Zimmer gehörte offensichtlich zu einem Krankenhaus, denn es wirkte steril und es standen viele Apparaturen darin, von denen einige in regelmäßigen Abständen piepten. Inmitten dieser Apparaturen stand ein Bett und darin lag, klein und verloren wirkend, ein Mädchen. Robin kannte dieses Mädchen. Sie sah es jedes Mal, wenn sie in den Spiegel blickte. Das war also geschehen. Plötzlich fluteten die Erinnerungen zurück. Das Auto, das auf sie zukam und der Schlag, der sie traf, als sie angefahren wurde. Ganz dunkel konnte sie sich auch an aufgeregte Stimmen und Menschen in weißen Kitteln erinnern, die sie auf eine Trage hoben.

Alles, was danach geschehen war, der Friedhof und die Sache mit Ben, all das war nicht wirklich gewesen. Nein, das konnte auch nicht sein. Ben war wirklich gewesen, da war sie sich sicher. Vielleicht nicht so wirklich wie das Zimmer, das sie dort unten sah, aber dennoch wirklich. Auf eine andere Art und Weise.



Langsam drehte Robin den Kopf, um die Gestalt in der schwarzen Kutte anzusehen, die neben ihr stand und scheinbar auch hinab in das Zimmer blickte.

„Warum zeigst du mir das, wenn du mich eh gleich holen willst?“ Ihr Stimme klang ruhig. Bald würde alles vorbei sein. Sie musste nicht mehr weglaufen, weil es keinen Ort mehr gab, an den sie laufen konnte. Es war sinnlos Angst zu haben, wenn das Schlimmste schon überstanden war. Dann jedoch musste sie an Ben denken. An den Schrei, den schmerz erfüllten Schrei, den er ausgestoßen hatte. Ein Klos bildete sich in ihrem Hals, und sie klang heiser, als sie noch hinzufügte: „Wie du Ben geholt hast.“

Die Gestalt bewegte sich nicht und zuerst antwortete sie auch nicht. Dann jedoch erklang die staubige Stimme. „Der Junge wollte nicht sterben, aber die Umstände haben uns gezwungen ihn zu holen. Nicht jeder stirbt einen friedlichen Tod, für die meisten sogar ist er schmerzhaft und qualvoll. Nur wenige haben die Möglichkeit leise dahinzuscheiden, so wie du. Du hast die Wahl, denn du könntest leben, wenn du dafür kämpfen würdest. Willst du leben oder willst du sterben? Es ist deine Entscheidung.“

„Meine Entscheidung?“ Wieso durfte sie entscheiden und Ben hatte das nicht gedurft? Hoppel hatte bestimmt auch nicht die Möglichkeit zur Entscheidung bekommen. Und ihre Mutter ... plötzlich war Robin sich nicht so sicher. Vielleicht hatte ihre Mutter sich entschieden zu sterben.

Nachdenklich sah sie auf ihren eigenen Körper hinab, der dort so verletzlich in dem großen Bett lag.

„Ich sehe, du verstehst“, stellte der Tod fest.

„Sie würden mich ins Gefängnis stecken, oder?“ Robin richtete ihren unsicheren Blick auf die Kapuze und das, was sich darunter vermuten lies.

„Das würden sie.“ Immer noch stand die Gestalt reglos am rand des Lochs.

„Weil sie denken, dass es falsch war, was ich getan hab. Denkst du, dass es falsch war, Papa zu töten?“



Nun endlich drehte der Tod seinen Kopf und leere Augenhöhlen blickten Robin an. Lange musterte er sie schweigend. „Ich denke, du hast getan, was du für richtig hieltest“, sagte er schließlich.

Nun war es an Robin, eine Weile zu schweigen. Vielleicht war nicht immer richtig, was man für richtig hielt. Sie dachte an ihre Mutter, die nun nicht mehr ihre Ruhe hatte.

„Ich werde Mama nicht wiedersehen können, weil Papa da ist, nicht wahr?“

„Wahrscheinlich.“

„Aber Hoppel kann ich sehen, oder? Bei Hoppel könnte ich bleiben? Und bei Ben?“ Hoffnungsvoll sah sie zu der in die Kutte gehüllten Gestalt hoch.

Diese nickte langsam. „Das könntest du.“

Robin sah nicht mehr zu ihrem Körper zurück, sie drehte sich weg vom Licht und holte tief Luft. „Dann geh ich mit dir“, verkündete sie.

„Du bist dir sicher?“

„Ganz sicher. Nur ...“

„Ja?“

„Wenn wir gleich durch die Dunkelheit gehen, kannst du dann meine Hand halten?“

Wäre ein Totenschädel zu irgendeiner Art von Mimik fähig gewesen, hätte dem Tod sicherlich Verwunderung im Gesicht gestanden.

ENDE

